

da stand, und solange es die damalige Machtfülle inne hatte, brauchte es diesbezüglich nichts zu fürchten. Aber mit der Zeit wandte sich das Blatt: Der Andrang der Asiaten wurde immer größer, der Widerstand der nach Amenemhet III. niedergehenden Macht der Pharaonen immer schwächer, bis endlich ganze Scharen von Asiaten das Nilland überschwemmten und auf den Trümmern der ägyptischen Pharaonenherrschaft ihre eigene aufrichteten. Die neuen fremdländischen Herrscher heißen Hyksos: Herrscher der Hirten: heka sos. Sie erwiesen sich aber nicht als kulturfeindliche Barbaren, sondern übernahmen das Kulturerbe der Ägypter und pflegten es. Ihr größter König ist Chian, er nennt sich ganz nach ägyptischer Art „Sohn des Re“, „der gute Gott“, sein Thronname ist echt ägyptisch Seweseremre, „der, welchen Re stark gemacht hat“. Er scheint ein großes Reich regiert zu haben: außer ganz Ägypten große Teile Vorderasiens; er nennt sich den „Ummarmter der Länder“. Skarabäen mit seinem Namen wurden in Gaza, Bagdad und sogar auf Kreta gefunden!

Ihre überlieferten Personennamen kennzeichnen sie als Semiten, also als Stammesgenossen der in Gessen sitzenden Israeliten. Es ist keine leere Vermutung, wenn wir annehmen, daß sich die Kinder Israels unter der jedenfalls wohlwollenden Protektion der Hyksos-herrscher ungehindert entwickeln konnten. Uebrigens dürften die Bewohner von Gessen nicht die einzige asiatische Kolonie gewesen sein; am Eingange des Fayûms wurde nämlich ein Friedhof aufgedeckt, dessen Gräber auf eine fremde Ansiedlung schließen lassen.

Somit wissen wir von der Hyksoszeit, die etwa bis 1600 währte, bitter wenig. Die nationalistischen Ägypter der folgenden Periode waren jedenfalls bemüht, die Spuren der schmachvollen Fremdherrschaft möglichst zu verwischen. (Fortsetzung folgt.)

Priesters Mühen um die Heidenmission.

Von P. Veda Danzer O. S. B., St. Ottilien (Oberbayern).

Wenn das Rundschreiben Papst Benedikts XV. Maximum illud vom 30. November 1919 über die Ausbreitung des katholischen Glaubens auf dem Erdkreis nicht die gewünschte, allseitige Beachtung fand, mag man diese betrübliche Erscheinung dem Wirrwarr zuschreiben, den der blutige Krieg hinterlassen hat. Nicht mehr zu entschuldigen ist es aber, wenn die jüngste Missionsenzyklika Rerum ecclesiae vom 28. Februar 1926 von Papst Pius XI. nicht alle katholischen Kreise aufrüttelte zur äußersten Kraftanstrengung für das Werk der Glaubensverbreitung. Schon Papst Benedikt XV. hatte die Christen mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, „welch heilige Pflicht sie haben, die heilige Sache der Heidenmission zu unterstützen. Denn Gott hat einem jeden seinen Nächsten anempfohlen.

Dieses Gebot verpflichtet um so schwerer, je größere Not den Nächsten drückt . . . Daher erfüllen alle, welche zur Erleuchtung der Heiden nach ihren Kräften beisteuern, insbesondere durch die Unterstützung des Missionswerkes, in einer höchst wichtigen Angelegenheit ihre Pflicht und bringen Gott in der wohlgefälligsten Weise für die Wohltat des Glaubens ihren Dank dar“ (S. 31 der Ausgabe von Herder u. Co., Freiburg, Br.) Geradezu heiliges Ungestüm spricht aus den Worten Pius XI.: „Damit indessen das bei den Christgläubigen bereits stark geweckte Interesse für das Missionswerk noch stärker zum tätigen Handeln angefacht werde, rufen Wir euch, ehrwürdige Mitbrüder, laut um Beistand an. Eure Mitwirkung erbitten Wir uns zur Hilfe und wollen Wir ausdrücklich herangezogen wissen.“ (S. 9 der Ausgabe von Herder u. Co., Freiburg, Br.) Darauf begründet der Heil. Vater diese Pflicht eingehend und schreibt dann zum Schlusse: „Wenn sich einer solchen Pflicht schon keiner aus der Gemeinschaft der Gläubigen entziehen darf, sollte es der Klerus dürfen?“ Nachdem Gottes Stellvertreter auf Erden so deutlich die Gewissenspflicht jedes Katholiken betont hat, für die Heidenmission nach Kräften sich zu betätigen, darf keiner mehr beiseite stehen und denken: Das geht mich nichts an. Es gibt nach Pius XI. keine Not, keine Sorge, die der Heidenmission vorgehen dürfte, selbst nicht der eigene Priestermangel und die Notlage der Heimatdiözesen (S. 19 a. a. O.). An den Seelsorgern und den im unmittelbaren Verkehr mit den Gläubigen stehenden Geistlichen liegt es nun, „durch Wort und Schrift zu erreichen“ (S. 13), daß die ausgesprochene Verpflichtung sich auch auf der ganzen Linie in die Tat umsetze.

Nun hat es allerdings schon bisher nicht an Bearbeitern des Themas: Seelsorger und Mission gefehlt, z. B. Dr P. Maurus Galn O. S. B. in „Missionswissenschaftlicher Kurs in Köln für den deutschen Klerus“. Münster W. Aschendorff. 1916, S. 151 ff. u. a., aber es scheint doch hiebei das Hauptgewicht auf Werben, Sammeln, Beten gelegt zu sein. Nur vorübergehend ist da und dort der Gedanke leise gestreift, daß die Mission auch Leute, besonders Priester, braucht. Die Laienkräfte wird man in diesem Zusammenhang durchweg nicht erwähnt finden. Als Mann der Praxis geht Papst Pius XI. (S. 17) gerade darauf ein. Es ist die wirksamste Unterstützung, die der Priester der Heidenmission erweisen kann, wenn er ihr Berufe zuführt und sie ausbilden hilft. Seit 1920 sind allüberall neue Missionsseminarien entstanden, in Bayern hat sich z. B. ihre Zahl fast verdreifacht: 13 im Jahre 1914, gegen 36 heute. Das Deutsche Reich zählt zur Zeit an 120 derartige Anstalten, ungerechnet die Anstalten der etwa 30 weiblichen Gesellschaften; selbst Staaten, die früher keine Missionshäuser hatten, wie z. B. die Schweiz, Tschechoslowakei u. s. w. haben jetzt eigene, nationale Anstalten zur Heranbildung des Missionsnachwuchses. Aber auch die Zahl der den deutschsprachlichen Missionsgenossenschaften überwiesenen Gebiete, zur

Zeit 45, hat sich gegen 1914 (38) stark vermehrt. 77 Millionen Heiden leben in diesen Gebieten, darunter nur 707.000 Katholiken. Also ein ungeheuer weites Arbeitsfeld, das keine „Arbeitslosigkeit“ kennt. Daheim aber sind alle Berufe überfüllt. Drum, Priester, halte Umschau, leuchte hinein in die Kinder- und Jünglingsherzen! Vielleicht hat unser lieber Herrgott etwas in eine Seele hineingelegt. Der Priester, selbstredend auch der wahrhaft religiöse Lehrer, jeder, dem an Gottes Reich etwas liegt und der in Berührung mit der Jugend kommt, soll sehen, ob er nicht Berufe findet: Priesterberufe, Laienberufe. Ein hartes Stück Arbeit, das Geduld fordert; denn der Beruf soll nicht von außen hineingehämmert werden; den zarten Wurzeln muß nachgegangen werden, die in die tiefste Seele hineingreifen. Wieviel Täuschung, wie manche bittere Enttäuschung! Und hat der Priester endlich einmal eine solche Seele gefunden, dann steht eine neue Aufgabe vor der Tür. Den Jungen ins nächste Missionsseminar schicken, wo dann die Patres Beruf und Anlagen auf Herz und Nieren prüfen, das ist etwas; gewiß, aber doch nur etwas Halbes. Hast du, Priester, wirklich nicht Zeit und Geschick, den Jungen vorzubereiten für die 2. oder 3. Klasse? Aber nicht bloß in Latein, nein auch in Deutsch und Rechnen nach dem Plan und den Büchern der Anstalt, in die er später eintreten soll? Jedes Schuljahr, das der Bub gewinnt, spart dem Kloster 600 bis 700 S. Auch ein Almosen für die Mission! Und noch etwas; daheim kann man so schon feststellen, ob genügend gute Anlagen, ernster Beruf und moralische Qualitäten vorhanden sind. Stellt sich heraus, daß es Strohfeuer, Abenteuerlust war, daß die Begabung für Fremdsprachen nicht hinreichend ist (vgl. Benedikt XV. a. a. O., S. 25), dann hat man dem Kloster Zeit und Geld und Mühe gespart und dem Jungen die Schande, als untauglich wieder heimkehren zu müssen. Das ist ein sehr ernster Punkt. Das Seminar entfernt im ersten Jahr mit Rücksicht auf die verschiedene Vorbildung in der Elementarschule nur die absolut Unfähigen; bei den andern entscheidet man sich erst nach zwei bis drei Jahren mit einiger Sicherheit. So ein Junge geht dann oft nicht mehr gerne zur harten Arbeit des Vaters zurück und vermehrt das geistige Proletariat, die fragwürdigen Existenzen. Der Heimatgeistliche im Verein mit dem Lehrer entscheidet da wohl in der Mehrzahl der Fälle leichter als die Seminarvorstände, die neu an den Jungen und seine Verhältnisse herantreten und ihn erst studieren und ernstlich und lange prüfen müssen, ob er den Anforderungen zu genügen vermag, die im späteren Berufe an ihn herantreten werden.

In diesem Zusammenhange sei auf einen Punkt hingewiesen, der immer mehr an Bedeutung gewinnt, besonders für die Missionshäuser, es sind das die Spätberufe.¹⁾ Ueberall macht sich ein Zurück-

¹⁾ Vgl. hiezu Ritter von Lama in „Allgemeine Rundschau“ (München), 1927, S. 313 ff.

gehen der Berufe zum geistlichen Stande gegenüber der Vorkriegszeit bemerkbar, nicht so sehr freilich in der Zugangsziffer zu den Seminarien, die im allgemeinen gestiegen ist — besonders im Hinblick auf die stark vermehrten Missionsanstalten — als vielmehr in der Zahl der Weihesakandidaten, die mancherorts um 30 bis 50% geringer ist als ehemals. In Deutschland allein ist die Zahl derselben von 3443 im Jahre 1920 auf 2898 im Jahre 1924 gesunken.¹⁾ Angesichts dieser Tatsache darf man die Mehrarbeit, die Spätberufe machen, nicht so schwer in die Waagschale werfen. Diese Berufe sind bei Ausdauer sicherer und auch dankbarer als die meisten der gewöhnlichen Berufe, bei denen von der ersten bis zur letzten Klasse sich alles reibungslos nach dem berühmten Schema F abwickelt. Es nehmen ja nahezu alle Missionshäuser ihre Zöglinge in reiferem Alter auf als es das für die unterste Klasse des Staatsgymnasiums vorgeschriebene ist, aus dem sehr einfachen Grunde, weil schon das Zusammenleben in einer Erziehungsanstalt allein an den Zögling höhere Anforderungen stellt, als der Durchschnitt der Zehn- und Elfjährigen seelisch aufbringen kann. Hat dann das Seminar — und das ist bei allen Missionsseminarien der Fall — für einen bestimmten Zweck zu erziehen, vielleicht sogar noch in einen besonderen benediktinischen, franziskanischen u. s. w. Ordensgeist einzuführen, bezw. langsam darauf vorzubereiten, dann ist natürlich die Anforderung an die jugendliche Seele noch höher. Deshalb werden ältere Knaben sich meist besser einleben, auch wenn sie nicht mehr die volle Schmiegsamkeit des Kindesalters besitzen als jüngere. Letztere bleiben nur zu leicht an der Oberfläche, sind auch später nicht mehr so leicht zum „Hinausfahren in die Tiefe“ zu bringen, weil ihnen alles schon lange Gewohnheit, aber kein Erlebnis ist. Nun muß allerdings auch zugegeben werden, daß die Arbeit mit Spätberufen groß und verantwortungsvoll ist. Die Missionsanstalten können sich im allgemeinen nicht im wünschenswerten Umfang mit ihnen beschäftigen, einmal, weil dadurch der eigentlichen Heidenmission im Lehrpersonal zu viel wertvolle Kräfte entzogen werden, und dann, weil dadurch nur zu leicht eine gewisse Unruhe und berufsschädliches Streben in die jüngeren Laienbrüder der Genossenschaft hineingetragen wird. „Warum der? Warum nicht auch ich?“ ist nur allzu menschlich. Auch Studenten des regelrechten Lehrganges, der durchweg durch das Gymnasialabsolutorium abgeschlossen wird, sind ähnlichen Versuchungen zugänglich. So ist also gerade hier für den Seelsorger wieder ein weites Betätigungsfeld für die Mission: Prüfung und Ausbildung von Spätberufen. Zweierlei ist hier vor allem zu beachten; nämlich, daß der Bursche nicht eher seinen augen-

¹⁾ Vgl. hierzu: „Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge“ 1926, S. 118 ff. — „Die Pforte“ (München) 1926, Nr. 3, und „Prediger und Katechet“ (Regensburg, vorm. Manz) 1925/6, S. 610 ff. — „Ambrosius“ (Donauwörth) 1919, III, S. 42 f.

blicklichen Beruf verlasse, als bis volle Klarheit über seine Eignung zum Missionsberuf und über seine spätere Aufnahme in ein Missionshaus vorhanden ist. Das ist eine Erschwerung der Arbeit für beide Teile, gewiß, aber eine unbedingt notwendige Sicherung der Zukunft des Bewerbers. Der zweite Punkt betrifft dann die Vorbereitung selbst. Da heute grundsätzlich alle Missionsgenossenschaften für ihre Priesteramtskandidaten das Abitur des Staatsgymnasiums verlangen, so darf man sich auch für die Vorbereitung kein geringeres Ziel setzen (vgl. Benedikt XV. a. a. O., S. 23). Nur in einzelnen Fällen, z. B. bei fertigen Lehrern, Technikern jeder Art mit Fachschulbildung u. s. w. sieht man mit Recht vom humanistischen Abitur ab, zum Teil auch von Griechisch. Gerade aus solchen Gründen ist bei der Vorbereitung ein vorheriges Einvernehmen mit der künftigen Anstalt des Kandidaten wichtig. Junge Lehrer und Lehrerinnen und ähnliche gehobene Berufe sind jedem Missionshaus ein höchst erwünschter Zuwachs und eine wirkliche Missionstat. Man sehe eine so hochgeschraubte Forderung nicht als Willkürakt der Missionshäuser an, sondern bedenke, daß alle Missionäre, die heute in der Schule wirken — und das ist das wichtigste Arbeitsfeld der Mission — sich den von der betreffenden Landesregierung vorgeschriebenen öffentlichen Prüfungen unterziehen müssen. England fordert beispielsweise in seinen Kolonien von den Lehrkräften nicht bloß völlige Beherrschung des Englischen (auch von den Laienbrüdern), sondern auch außer dem Gymnasialabsolutorium die englische Universitäts-Abschlußprüfung oder den deutschen Dr. phil. Japan und China sind England in diesen rigorosen Forderungen für das Lehramt an Eingeborenen-Elementarschulen gefolgt. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß die protestantischen amerikanischen Missionäre diese Forderungen schon längst für ihre Mitglieder aufgestellt haben.

Kommt ein Geistlicher in die Lage, für die Unterbringung eines Spätberufes sorgen zu müssen, so suche man vor allem die Frage zu klären: Will der Bittsteller Welt- oder Ordenspriester werden. Seit 1921 haben wir nämlich in dem „Klemens-Hofbauer-Werk“ in Beke in Westfalen und in Aschaffenburg (Unterfranken) zwei Anstalten, die satzungsgemäß Weltpriester-Spätberufe ausbilden. Ueber 2600 Aufnahmegesuche sind schon eingelaufen — gewiß ein Zeichen für die Zeitgemäßheit solcher Anstalten und für das Vorhandensein latenter Priesterberufe. Für Oesterreich kommt als solche Anstalt das Canisiuswerk in Wien, I., Neutorgasse 17, in Betracht. Die Anstalt von Bischof Geyer in Godesheim am Rhein bildet nur Gymnasialabsolventen zu Priestern aus, die sich zur Deutschen Seelsorge in der Uebersee verpflichten. Kommt ein Ordens-Spätberuf in Frage, so schreibe man nicht einfach an das nächste Ordenshaus, sondern suche die Neigung des Kandidaten erst zu erforschen hinsichtlich der späteren Betätigung. Auskunft hierüber und über alle Eintrittsbedingungen bietet das praktische Büchlein von Heinrich

Reiter „Die Bedingungen zum Eintritt in die religiösen Männerkongregationen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz“. (Regensburg, Reiter, 1897 — für weibliche Genossenschaften ist ein eigenes Büchlein vom selben Verfasser und im selben Verlage erschienen). Das ist deshalb notwendig, weil viele junge Leute sich über das Wie gar keine Gedanken machen, wenn sie nur überhaupt zum Priestertum gelangen. Hinterher kommen dann die Schwierigkeiten, die nicht selten mit dem Austritt aus der Genossenschaft endigen. Damit wird der Orden geschädigt, das Glück des Einzelnen gefährdet und den Bischöfen nichts weniger als Freude bereitet. Darum muß die Frage „welcher Orden?“ erst gründlich überdacht werden, um einem späteren Uebertritt in den Weltpriesterstand vorzubeugen, dem immer ein gewisses Odium anhaftet. Ist diese Frage geregelt, dann kann man sich erst an ein Ordenshaus wenden. Adressen für Oesterreich finden sich in Alf. Zack, Oesterreichisches Klosterbuch (Wien, I., Singerstr. 7. Heinrich Kirsch), für Bayern in Vor. Radlmaier, Verzeichnis der Erziehungsanstalten (Donauwörth. V. Auer. 2. Auflage in Vorbereitung). Im allgemeinen nehmen die alten Orden und die Jesuiten keine Spätberufe; die Benediktinermisionäre von St. Ottilien in Oberbayern nur, wenn die Bewerber bereits eine Lebensstellung als Lehrer, Ingenieure, Aerzte u. ä. inne haben. Die neueren Kongregationen wie Steyler, Salvatorianer, Salesianer, Mariannhiller (in Reimlingen, Württemberg), Pallottiner u. a. haben eigene Anstalten für solche Spätberufe. Jedes Haus und jeder Angehörige dieser Kongregationen gibt auf Anfrage bereitwilligst Auskunft über die zu erfüllenden Aufnahmebedingungen.

Bei der Werbung um künftige Missionsberufe denkt man fast ausschließlich an Missionspriester und Missionsschwestern; man vergißt die unentbehrlichen Laienbrüder.¹⁾ Ein arbeitswilliger und tüchtiger, religiös gefestigter Laienbruder ist die rechte Hand des Missionärs, recht verstanden, der Mittelpunkt, von dem alle Arbeitsleistung ausgeht und geregelt wird, er kann zum Teil einen Missionspriester ersetzen. Was helfen die herrlichsten Gedanken, wenn kein Finger sich rührt, sie in die Tat umzusetzen? Ehe der Missionspriester auf der neu zu begründenden Station zu wirken beginnen kann, muß fast immer der Bruder Maurer, Zimmermann, Ziegelschlager u. s. w. die nötigsten Anlagen herstellen, um Leben und Gesundheit der Europäer nicht nutzlos zu gefährden, um durch Viehzucht, Ackerbau, Plantagenanlage den Unterhalt der Station wenigstens in greifbarer Zukunft zu sichern, um Kirche und Schule für das herbeikommende Volk zu bauen. Fremde Kräfte sind immer teuer und vielfach überhaupt nicht zu haben, abgesehen davon, daß sie für An-

¹⁾ Vgl. hiezu: Festenberg-Packisch S. J., Im Dienste des Meisters. Düsseldorf 1926, Schwann (M. 1.—).

lagen nach Europäerart besten Falles Handlanger und Lehrlinge sind. Aus dieser Erkenntnis haben gerade die ältesten deutschen Missionshäuser Steyl und Sankt Ottilien eine Bruderschaft, die jene der Patres um ein Mehrfaches übertrifft. Bei den Brüdern kommt oben-
 drein noch der günstige Umstand hinzu, daß sie vom ersten Augenblick ihres Eintrittes an schon werbendes Kapital sind, indem sie in der Oekonomie oder den Werkstätten des Missionshauses arbeiten, während der Student ein Jahrzehnt und darüber ein zehrendes Kapital darstellt. Tritt ein Bruderkandidat mangels an Beruf aus, so hat das Kloster in den seltensten Fällen einen Schaden; anders beim Studenten. Da ist — rein materiell gesprochen — der Verlust um so größer, je später er austritt, wenn auch moralisch der Austritt vielleicht als Gewinn zu buchen ist. Für den Bruderkandidaten ist bei einem Austritt erst recht kein Verlust da, falls er freiwillig unterdessen die etwaigen Versicherungsbeiträge im verlangten Mindestmaß an die Kassen abgeführt hat; er hat religiös gewonnen, hat wirtschaftlich im eigenen und vielleicht noch in einem verwandten Berufe gelernt. Manche Missionshäuser, wie z. B. St. Ottilien, haben auch eine Art Brüderseminar eingeführt, in das Zöglinge nach Abschluß der Volksschule oder Fortbildungsschule eintreten können. Diese lernen dann in den Werkstätten des Klosters ein Handwerk, erhalten auch fachlichen Unterricht und genießen eine religiöse Erziehung. Die Einrichtung hat sich nach anfänglichen Schwierigkeiten — es waren keine Vorbilder da, deren Erfahrungen man hätte zugrunde legen können — sehr bewährt. Heute sind diese Brüderzöglinge eine schätzenswerte Unterstützung der Laienbrüder und stellen einen guten Prozentsatz von Brüdern aus ihren Reihen. Gerade aus ihnen kann man infolge der längeren Vorbereitungszeit die künftigen Organisten der Mission und zum Teil auch Hilfskräfte für den Eingeborenunterricht heranziehen. Dadurch wird für den Priestermissionär eine sehr wesentliche Erleichterung geschaffen und er von Nebenarbeiten zugunsten seiner priesterlichen Hauptarbeit freigemacht. Infolge der längeren Ausbildungszeit können diese Kandidaten auch noch ein zweites Handwerk erlernen, darin die fachlichen Prüfungen ablegen und später dann als Lehrer an Handwerkerschulen Verwendung finden. Was so ein Bruder für eine Mission bedeutet, läßt sich schwer in Worte kleiden.

Welch ein hilfsmissonarisches Arbeitsfeld eröffnet sich da für missionsbegeisterte Priester, Seelsorgsgeistliche und Präses von Jugend-, Arbeiter-, Lehrlingsvereinen u. s. w.! Es gibt, Gott sei Dank, trotz Kommunismus und Sozialismus, noch wahre Perlen edler, schöner Seelen in all diesen Kreisen. Und selbst wenn der eine oder andere einige Schritte vom geraden Pfade abgewichen, die Gnade erzeugt auch heute noch Paulus- und Augustinusseelen, wenn sie auf ein williges, reuiges Herz stößt. Man hat in diesen Vereinen Büchereien, man hält Vorträge mit oder ohne Lichtbilder, man

spielt Theater, feiert Christbaumfeiern und Namenstage, veranstaltet Generalkommunionen u. s. w. Da einem missionsbegeisterten Priester sagen zu wollen, er solle Missionsbücher oder Zeitschriften einstellen, Missionsfragen der Gegenwart im Gespräch oder Vorträgen erörtern, Missionsstücke aufführen, als Namenstagsgeschenk oder aus der Christbaumverlosung den Monatsgehalt eines Katecheten oder den Betrag für den „Loskauf“ eines Heidenkinds an ein Missionshaus abführen, als allgemeine Gebetsmeinung für die Generalkommunion die Katechumenen, die sterbenden Heiden u. s. w. angeben, das alles hieße Wasser ins Meer tragen. Besonders warm sei dem Seelsorger empfohlen, sich um die Missions-Studenten seiner Gemeinde anzunehmen, sie zu Spaziergängen einzuladen, ihnen passende Lektüre zu verschaffen u. s. w., denn die Ferien bilden erfahrungsgemäß Klippen für den Beruf. Arbeitet man mit Geduld und ohne jegliche Aufdringlichkeit planmäßig in dieser Weise, besonders durch regelmäßig erscheinende Missionszeitschriften, die im Notfall irgend ein Bezieher, nachdem er sie selbst gelesen, für diesen Zweck stiftet, dann wird man nach und nach Missionsinteresse und mit der Zeit wohl auch einen Missionsberuf erwachsen sehen. Ist man erst so weit, dann hat man lebendige Beziehungen zu einem Missionshaus. Liegt es nicht zu entfernt, kann der Verein gelegentlich einmal das ehemalige Mitglied besuchen. Uebrigens wird auch ohne das ein Missionshaus eine Bitte, dasselbe besuchen zu dürfen, kaum abschlagen. Das ist dann praktischer Anschauungsunterricht über „faule Mönche“, „tote Hand“, „verdummende Klerisei“, „Kadavergehorsam“ u. a.

Außer der Bedung von Berufen steht dem Seelsorger noch ein weites Wirkungsfeld offen. Daß er dann und wann eine Missionspredigt halten wird, wozu P. Huonder, P. Freitag u. a. wertvolle Vorlagen geliefert haben, ist selbstverständlich. Aber zwei- oder dreimal im Jahr ein wolkenbruchartiger Regen wirkt nicht so befruchtend wie ein sanftes Nieseln alle vierzehn Tage. Darum werden öftere Bezugnahme auf die Heidenmission,¹⁾ Anführung von Beispielen daraus (vgl. Fischer H. Beispielsammlung, Spieler Licht und Schatten) in Predigt und Katechese nachhaltigere Wirkung erzielen.²⁾ Die Pädagogik liebt ja auch Gegensätzlichkeiten. Wo bei den regelmäßigen Schulbeichten eine kurze Vorbereitung darauf in der Schule oder Kirche gehalten wird, kann der Vergleich mit der Heidenwelt die Erkenntnis von der Abscheulichkeit der Sünde fördern oder die Reue darüber vertiefen. In der unterdessen eingegangenen Passauer Theologisch-praktischen Monatschrift 1913, S. 713 ff., sind auch Hin-

¹⁾ Vgl. „Kirche und Kanzel“, Paderborn 1926, 3. Heft; „Haec loquere“ 1926, 12. Heft.

²⁾ In diesem Zusammenhange sei auch auf meine eben im Missionsverlag von St. Ottilien (Oberbayern) erschienene Schrift hingewiesen: „Der Missionsgedanke auf der Kanzel“, Missionsgedanken zu jeder Epistel und jedem Evangelium des Kirchenjahres.

weise gegeben, wie der Beichtvater beim Zuspruch und bei Auf-
erlegung der Buße für die Mission tätig sein kann. Der Beichtvater
hat das Recht zu bestimmen, in welcher Meinung die Buße zu ver-
richten ist. Wenn der Beichtandrang nicht zu groß ist, kann man doch
leicht zur Buße hinzufügen: Für die Heidenbekehrung, für die Täu-
finge in den Missionen u. s. w. Das ganze Missionswerk ist Sache der
Gnade; die Gnade will aber erbeten sein: „Bittet und ihr werdet
empfangen.“ Zehnmal mehr als Geld braucht man in der Mission
Gebet und Opfer und Opfer und Gebet. Der Missionär braucht es,
daß er nicht zusammenbricht oder verzweifelt, die Missionskandidaten
in der Heimat brauchen es, damit sie mutig den vom Herrn gewiesenen
Weg gehen, die bekehrten Neuchristen brauchen es, damit sie inmitten
einer heidnischen Umgebung standhaft bleiben, die Heiden brauchen
es, damit das Eis ihrer Herzen schmelze. Also beten, beten! Auch
das Brevier und andere Pflichtgebete kann man ganz oder theilwei-
e für die Mission aufopfern. Geld — auch wenn es nur ein Groschen
wäre — kann nicht jeder geben, besonders bei unserer gegenwärtigen
verzweifelten Wirtschaftslage, aber beten kann jedes, vom kleinen
Kind bis zum sterbenden Greis; und an Kreuzlein, die wir geduldig
hinnehmen und Gott für das große Werk der Heidenmission auf-
opfern können, ist auch kein Mangel. Also tragen, statt klagen! —
Zu den Missionsfesten oder Missionsvorträgen, deren Veranstaltung
dem Seelsorger oft ans Herz gelegt wird, sei nur bemerkt, daß hiezu
möglichst Vereine als Veranstalter gewonnen werden sollen. Warum
soll nicht ein Verein wie die Jungfrauenkongregation zu seinem
jährlichen Hauptfeste einen Missionär als Aushilfe bestellen und
zugleich um einen Missionsvortrag am Abend bitten? So zieht
man Laien zur Mithilfe an der Seelsorge heran und zugleich sichert
man das Gelingen des Festes, weil die Mitglieder es nicht nur als
Ehrensache ansehen, vollzählig zu erscheinen, sondern auch andere
zur Teilnahme an „ihrem“ Fest mehr oder weniger dringlich einladen.
Hat man dann erst einmal einen Herrn mit Lichtbildern in der
Pfarrei, so kann man sehen, ob nicht noch ein Vortrag für die Schul-
jugend oder in einem Spital oder Waisenhaus oder dergleichen
möglich ist. Ist auch der finanzielle Ertrag hievon null oder fast null,
so ist doch den Leuten eine kleine Freude bereitet worden, ihre
Erkenntnis der Sachlage ist vertieft worden, ihr Gebetseifer, ihre
Geduld gestärkt worden.

Hüten wir uns doch, die Mission zu sehr als Geldsache hinzustellen!
Gewiß kann der Missionär ohne Geld nicht wirtschaften. Das ist oft
die bitterste Not des Missionärs, daß er, um unsterbliche Seelen
retten zu können, von dem lumpigen Geld so abhängig ist. Aber
doch bleibt die Mission zunächst immer Gottessache, also Gnadensache
und erst in zweiter Linie Menschensache, d. h. auch Geldsache. Aus
dem ersten Grund muß man beten, aus dem zweiten opfern. „Zu-
nächst“, so heißt es in der Missionsencyklika Papst Pius' XI. (S. 13),

„suchet, daß ihr durch Wort und Schrift bei eueren Gläubigen die fromme Gewohnheit einführt und allmählich verbreitet, den Herrn der Ernte zu bitten, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende“ (Matth. 9. 38), sowie für die Ungläubigen die Hilfe des himmlischen Lichtes und himmlischer Gnade im Gebete zu erfliehen. Wir denken da an eine regelmäßige, ständige und dauernde Übung: denn jeder sieht, daß eine solche regelmäßige Übung viel mehr bei Gottes Barmherzigkeit gilt und vermag als die ein- oder mehrmal angeordneten Einzelgebete.“ Damit ist nicht mehr und nicht weniger ausgesprochen, als daß das Gebet für die Mission zu den täglichen Pflichtgebeten gehört. Der Heilige Vater als ehemaliger praktischer Seelsorger gebietet dann autoritativ: „Deshalb würdet ihr Unseren Wünschen entsprechend und dem Empfinden und Sinn des Volkes durchaus angemessen handeln, wenn ihr z. B. dem Marianischen Rosenkranz und sonstigen Andachten irgend ein besonderes Gebet für die Missionen und zur Bekehrung der Heiden anschließen und beifügen laßt. Für diesen nämlichen Zweck möge man besonders die Kinder und Schwestern heranziehen und begeistern. Es ist nämlich Unser Wunsch, daß in den Heimen, in den Waisenhäusern, in den Schulen und Kollegien für Kinder, desgleichen in allen Häusern oder Klöstern von Schwestern **täglich** das Gebet zum Himmel aufsteige und so auf die vielen unglücklichen Menschen, auf die zahlreichen Heidenvölker (1100 Millionen gegen 360 Millionen Katholiken!!) Gottes Erbarmung herniedersteige“ (S. 15. Vgl. dazu auch Benedikt XV. a. a. O., S. 31 f.). Auch Benedikt XV. verlangte schon, um modern zu sprechen: organisiertes Massengebet: „Zur richtigen Erfüllung dieser Pflicht ist eigens das sogenannte Gebetsapostolat gegründet worden. Wir empfehlen dasselbe hiemit allen Guten und wünschen, daß niemand von der Beteiligung an ihm sich fernhalte und daß alle ohne Ausnahme am apostolischen Werke, wenn nicht durch die Tat, so doch durch ihren Eifer teilnehmen“ (S. 33).¹⁾

Wie Benedikt XV. (S. 35), so weist auch Pius XI. (S. 19 ff.) mit Nachdruck auf die großen Vereine hin, die die nötigen großen Geldmittel beschaffen sollen: Unio cleri, Verein der Glaubensverbreitung, Kindheit-Jesuverein, Werk des heiligen Petrus. Gerade letzteres, das die Heranbildung eines einheimischen Klerus zum Ziele hat, kann nicht warm genug empfohlen werden. Wie könnte der Priester, zumal jener, der selbst durch fremde Almosen sein erhabenes Ziel erreicht hat, besser seine Dankbarkeit für den Beruf zum Ausdruck bringen, als wenn er für andere Berufene sorgt, daß auch sie dasselbe heilige Ziel erlangen? Man sage nicht, zunächst muß man für die eigene Diözese sorgen! Wer einem Missionshaus Verufe

¹⁾ Näheren Aufschluß hierüber gibt das „Kloster der Visitation“ in Solothurn (Schweiz).

zuführt, führt sie auch der eigenen Diözese zu; denn erfahrungsgemäß bilden die Missionsgenossenschaften, wenn auch unbeabsichtigt, für die Heimatdiözesen annähernd ebenso viele Priester aus, als sie ihrem eigenen Hause zuführen. Viele, die im Laufe der Studien erkennen, daß sie nicht für die Mission geeignet sind, erfassen doch mit Liebe den heimatlichen Seelsorgeberuf. Wer vollends für die Heranbildung eines einheimischen Klerus arbeitet, der spart wieder der Heimat Kräfte. Wo schon einheimische Priester wirken, braucht man keinen Europäer hinsenden. Während in Deutschland auf 20 Millionen Katholiken 22.000 Priester treffen, kommen auf annähernd ebenso viele Millionen Katholiken in den Missionsländern nur 12.000 trotz der ungeheuren Entfernungen und sonstigen Schwierigkeiten. Es wäre jährlich ein Zuwachs von mindestens 500 Priestern nötig, um in absehbarer Zeit systematisch das Heidentum auszurotten zu können. Bei 8300 europäischen Priestern betrug 1925 die Zahl der einheimischen 4400, von welcher letzteren an 4000 allein auf Asien entfallen. Die wenigsten treffen auf die amerikanischen Rothhäute (6) und die Ozeanier (8). Die Lage der Mission ist bei diesem Mangel an Arbeitern schon so kritisch geworden, daß Kenner der Verhältnisse schon allen Ernstes geraten haben: um eine nachhaltigere Seelsorge der schon gewonnenen Christen und eine wirksamere Missionierung der Heiden zu ermöglichen, gebe man alle afrikanischen Missionen auf und werfe alle Kräfte nach Asien, wo in kürzester Zeit zu erwarten steht, daß die Völker mit hoher einheimischer Kultur die europäische Glaubenspredigt gänzlich ablehnen werden. Andere wollen umgekehrt Afrika als „jungfräulichen Boden“ erobern und an Asien verzweifeln. Wenn man bedenkt, daß China allein bei 440 Millionen Einwohner nicht ganz 2½ Millionen Katholiken zählt, ist das menschlich begreiflich. Im Sinne der päpstlichen Rundgebungen und vor allem im Sinne des Missionsbefehles Christi kann es aber nur heißen: Das Eine tun und das Andere nicht lassen! Jedenfalls ergibt sich aus dem Gesagten die ungeheure Bedeutung des Werkes des heiligen Petrus, der Heranbildung einheimischer Priester und Ordensleute. Durch den Weltkrieg ist der Nationalitätsgedanke in die Völker geworfen worden, die europäische „Kultur“ hat sich den Eingeborenen von der denkbar schlimmsten Seite gezeigt, so daß wirklich große Gefahr besteht, daß bei neuerlichen Verwicklungen das Missionswert in großen Ländern zusammenbricht. Die Protestanten sind uns hierin — natürlich bei ungleich leichteren Vorbedingungen — wesentlich voran. Mit 30.000 ordinierten europäischen Missionären (gegen 8300 katholische europäische Priester!) arbeiten nicht weniger als 150.000 ordinierte einheimische Missionäre (gegen 4400 katholische einheimische Priester, 830 einheimische Brüder und 11.100 einheimische katholische Schwestern) mit, für deren Ausbildung über 100 wirkliche Hochschulen zur Verfügung stehen. Es steht zu erwarten, daß infolge der machtvollen Rundgebungen Papst Pius' XI. zugunsten

einer einheimischen Hierarchie, wie sie in der Missionsenzyklika und in der Tatsache, daß er persönlich am 28. Oktober 1926 sechs Chinesen und im Frühjahr 1927 zwei Japaner zu Bischöfen konsekrierte, der Zugang zum einheimischen Klerus sich steigert, wenn Regierung und Volk sieht, daß die Eingeborenen nicht bloß Handlanger sind, sondern bei Eignung auch in leitende Stellungen vorrücken können. 1918 bis 1923 betrug er bloß 514 Priester. Diese Steigerung ist aber nur möglich, wenn den Missionsobern die nicht geringen Mittel zum Bau von Seminarien und zum Unterhalt der Seminaristen während einer mindestens zehn- bis zwölfjährigen Ausbildungszeit zur Verfügung stehen. In China allein müssen jetzt unbedingt aus amerikanischen Anleihemitteln 25 Priesterseminarien gebaut werden. Geld aufnehmen und Zinszahlen ist daheim schon manchem zum Ruin geworden, und erst gar in Missionen auf unsicherem Boden! Von diesem Standpunkt aus muß das „Werk des heiligen Petrus“ gewertet werden, dann wird jeder Priester sein Möglichstes zu seiner Förderung tun.

Groß ist die Not der Heidenwelt und die Stunde drängt; denn da und dort will es Abend werden. Der Mohammedanismus versucht die Religion der Afrikaner zu werden. Der Buddhismus macht ernste Anstrengungen unter Japans klug berechnender Förderung sich als die Religion, wenn nicht ganz Asiens, so doch Ostasiens einzuführen. Die größten Missionsgebiete der katholischen Kirche schweben in ernstester Gefahr, ihr verloren zu gehen. Da heißt es alle Kräfte mobil machen. Wenn Holland mit seinen 2½ Millionen Katholiken 3700 Missionäre (darunter 1500 Priester) und das kleine Belgien mit seinen kaum 8 Millionen Katholiken 2800 Missionäre (darunter 1250 Priester) und selbst Spanien, wo das Missionsinteresse erst nach dem Kriege festen Fuß zu fassen begann, schon an 700 Priester in der Heidenmission draußen stehen hat, dann ist Deutschland, das bei 20 Millionen Katholiken nur 3400 Missionäre (darunter 600 Priester) an der Missionsfront hat, stark im Hintertreffen. Da tut ein Marschall „Vorwärts“ bitter not. Geborener Werbeoffizier ist hier der Seelsorger; er steht in lebendiger Verbindung mit dem Volke, kennt seine Art. Mögen die vorstehenden schlichten Zeilen in recht vielen Priesterherzen den Eifer „für die heilige Sache der Mission“ (Pius XI.) wecken und fördern, damit bald ein Hirt und eine Herde werde!

Friedrich Ozanam, ein moderner Laienapostel.

Von P. Josef Hector O. M. I., Immaculata-Kloster Teplei in Böhmen.

In unseren Tagen erweist sich das Laienapostolat immer mehr als ein dringendes Bedürfnis, zumal in den Großstädten. Da wird es den Lesern der Quartalschrift willkommen sein, wenn wir ihnen